

Aus : **Hussain al-Wâd: Sa'âdatuh ... as-Sayyid al-Wazîr** (Seine Exzellenz, der Herr Minister; Tunis [Dâr al-Dschanûb], 2011), S. 113-124

Bin ich denn schuld daran, Herr Richter, dass unser Land seit Urzeiten Gegenstand der Begehrlichkeit anderer Staaten ist? Seit alters hat keine Attacke auf uns einen anderen Zweck, als Unheil über uns zu bringen. Ein Aggressor nach dem anderen vertrieb seinen Vorgänger aus unserem Land und machte sich darin genau so breit wie dieser: fläzte sich mit ausgestreckten Beinen in denselben Palästen und denselben Villen mit demselben Mobiliar; besorgte es vielleicht sogar denselben Damen. Phönizier, Römer, Araber, Beduinen, Maghrebener, Spanier, Türken, Franzosen – einer attackierte den anderen in unserer friedlichen Heimat, zerstörte sie und verfiel ihr. Und Leidenschaft gepaart mit Faszination, Herr Richter, besiegt alles. Unsere durch die Geschichte hindurch unablässig geschändete Heimat besitzt nichts als ihre Reize, und diese bietet sie wie eine Freudendame den Eroberungslüsternen dar, die ihr daraufhin das Blut aus den Adern saugen. Sie saugen sie aus bis zum letzten Lebensfünkchen, doch immer wieder rappelt sie sich auf. Wer so missbraucht wird, gebiert aber nur ungestaltete Monster. Gibt es unter allem Abscheulichen etwas Abscheulicheres als jemanden, der mit seinem Bruder um die Zuneigung der Mutter buhlt und dann, wenn abgewiesen und enttäuscht, zum Kuppler gegen sie wird und ihr bei Tag Verbrecher, bei Nacht Ehebrecher zuführt? Nennen Sie mir unsere ehrenhaften Honoratioren, und ich werde Ihnen bei einem nach dem anderen zeigen, wie sie die Reize unseres Landes, dieser Schönheit, verhökern, sie überall anpreisen, jedem dreisten Muskelprotz andienen. Jedem Mächtigen sagen sie: „Befreie sie von dem Untier, das ihr auf der Brust hockt, und gib sie uns zurück. Dafür darfst Du sie in allen Ehren für einige Tage geniessen.“ Tage, die zu Ewigkeiten werden. Jede Nacht gleicht der vorherigen, Herr Richter! Jeder ist jedem Sklavenhändler. Jeder treibt jeden von Gewalt zu Demütigung, von Demütigung zu Gewalt. Nehmen denn all diese unablässigen Erniedrigungen nie ein Ende?

Kaum war der Botschafter der Grossmacht gegangen – und das gab mir die Gelegenheit, ein wenig Aspirin und viel Mineralwasser gegen die Magenschmerzen zu schlucken, die seine Äusserungen bei mir hervorgerufen hatten, bevor ich mich an die Abfassung des Rappports machte, den ich, verziert mit Flunkereien aller Arten, an höchster Stelle einzureichen hatte –, da teilte mir mein Bürochef mit, gewisse Dienststellen des Aussenamts hätten uns wissen lassen, dass der Botschafter eines eng befreundeten Staates einen Besuch abzustatten wünsche. „Am liebsten jetzt gleich, weil er in sein Land zurückbeordert wurde und in ein paar Stunden abreisen wird.“ „Ich bin selbstverständlich bereit“, erwiderte ich, „bereit für ihn und alle anderen, egal wie viele. Versorgen Sie ihn mit einschlägigen Infos!“ Dass meine Äusserungen genau die ministerielle Tonlage getroffen hatten, wurde mir erst klar, nachdem ich sie laut und deutlich gemacht hatte. Ich rief die Sekretärin und hiess sie, die Luft im Büro zu verändern, aber als sie mit einem Flakon ihres Parfüms zurückkam und Wohlgerüche zu versprühen begann, stoppte ich sie. „Nicht so“, rief ich, „so weit ist es noch nicht.“ Und ich begab mich auf die Toilette.

Der Botschafter des befreundeten Staates war äusserst jovial und liebenswürdig. Kaum angekommen und von mir mit weit geöffneten Türen empfangen, bemerkte er augenzwinkernd: „Zu Ihnen zu kommen, gibt mir das Gefühl, einen guten alten Freund wiederzusehen. An der Ampel vorne habe ich den Fahrer weggeschickt; ich bin ja, wie Sie sehen, hier in meiner zweiten Heimat.“ Er lachte und zeigte auf eine hübsche Tasche, die er bei sich trug. Peinlichkeit schien ihm fremd. Er spielte eindeutig auf den Vorfall mit der Wache des anderen Botschafters an. Seine Eleganz gefiel mir, geschmackvoll und unauffällig. Ausserdem war ich hingerissen von seiner Diktion und versuchte, mit meiner Erfahrung als ehemaliger Lehrer, es ihm gleichzutun. Er

begriff meine Unsicherheit, Fehler zu machen, und pries meine Eloquenz. „Wir sind doch Erben altehrwürdiger Zivilisationen“, sagte er. „Wir sind keine geschichtslosen Menschen. Wir sind nicht erst gestern aus Stahl und Beton geboren. Wir reiten schon lange auf hohem Ross. Die erhabenen menschlichen Werte sind uns seit Generationen vertraut. Wir tragen sie aus Überzeugung mit uns, und sehen darin nicht nur, wie andere, ein Mittel, uns zu bereichern.“ Wir harmonierten. Wir sprachen dieselbe Sprache. „Denn wenn es so wäre, wie gewisse Menschen es sich vorstellen“, bestätigte ich, „wären ja so manche Plebejer, die alljährlich ein Mehrfaches ihres Körpergewichts in Gold einheimen, die wertvollsten Menschen.“ Er reckte sich und erwiderte: „Ich verneige mich in Ehrfurcht vor dieser Weisheit.“ Dann wandte er seine Aufmerksamkeit der Tasche zu. „Gestatten Sie mir, Ihrer Exzellenz ein symbolisches Geschenklein zu überreichen – als ein Bruder, der Sie sehr schätzt.“ Mit diesen Worten hielt er mir zwei hübsche Pakete hin, die ich entgegennahm und öffnete. Im ersten war der erste Band einer prächtig gebundenen Enzyklopädie, im zweiten ein fettes Buch mit dem Titel „Unsere natürlichen Ressourcen in Gefahr. Törichte Entscheidungen beschleunigen den Untergang der Menschheit“. Er beobachtete, wie ich in den beiden Büchern herumblätterte. „Die weiteren Bände folgen morgen.“ Ich schüttelte ihm dankend die Hand. Nachdem wir uns wieder gesetzt hatten, hub er zu einem langen Sermon darüber an, dass viele Leute glaubten, der Fortschritt liege allein im materiellen Wachstum. „Sie gebärden sich im Umgang mit staatlichen Organen und mit anderen wie Händler. Aber wir haben erlebt, was das Streben nach materieller Kumulation bringt, oder nicht? Nichts anderes als Kolonialismus. Wir haben uns gegenseitig zerstört, wir wissen, wohin dieser Weg führt. Nein, es gibt nichts Vorteilhafteres und nichts Nützlicheres als die Anhäufung symbolischen Kapitals. Nur so können wir den Laib in einer Weise aufteilen, dass er zum Kuchen wird, und den kleinen Kuchen in einer Weise richten, dass daraus ein grosser wird. Und wenn er grösser und grösser geworden ist, kann sich jeder nach Bedarf bedienen.“ Ich verlor mich im Kuchen, bis ich ihn sagen, ja, eher flüstern hörte: „Das gilt zum Beispiel für die natürlichen Ressourcen. Die Luft ist Gemeingut, das Wasser ebenfalls; auch die Erde, auf ihrer Oberfläche und in ihrer Tiefe, ist Gemeingut. Alles ist Gemeingut, ausser den inneren Tiefen der Frauen. Dafür ist die Zeit noch nicht reif.“ Er lachte etwas schrill und zwinkerte mir nochmals zu. Ich starrte ihn ungläubig an. Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Das heisst, all das aufzugeben, es zu privatisieren, ist wie das Ausbrennen einer Wunde in der Medizin: das letzte Mittel. Bevor wir zu diesem greifen, beschreiten wir subtilere Wege, einen um den anderen. Manche Personen wollen uns weismachen, das Ausbrennen stehe am Anfang jeder Wundbehandlung. Was für eine ungeheure Ignoranz!“ Ich fühlte mich meinem Besucher gegenüber sehr entspannt. Ich hatte den Eindruck, mit einem alten Bekannten zusammensitzend. Als ich ihn zum Ausgang begleiten wollte, protestierte er mit Nachdruck. Er ergriff meine Hand und drückte sie freundschaftlich. „Die Botschaft steht Ihnen jederzeit offen“, sagte er zum Abschied. „Es wäre uns eine ausserordentliche Ehre.“ Dann flüsterte er noch, das Gesicht ganz dicht an mich herangeschoben: „Die Bahn der Becher wird durch Traurigkeiten nicht unterbrochen“, wie Ihr grosser Dichter Abu Nuwâs* einst sagte.“

Ich war noch ganz berauscht von dem Treffen, das mich mit dem Botschafter dieses eng befreundeten Staates zusammengebracht hatte, als mein Cousin, der Ministerpräsident, anrief. „Ich habe es schon zweimal versucht, aber man sagte mir, du hättest gewichtige Besprechungen.“ „Eine war leicht- die andere schwergewichtig“, erwiderte ich. „Dieses dämliche Weichei hat dich sicher um den Finger gewickelt. Du darfst keine Silbe von seinem Gewäsch glauben.“ „Mir scheint er aber mit dem, was er sagt, genau richtig zu liegen.“ „Richtig oder falsch, vergiss einfach alles, was du von ihm gehört hast. Über deinen anderen Besucher erwarten wir

einen Bericht. Deswegen rufe ich aber nicht an, ich habe etwas anderes. Du wirst in zwei Tagen nach Spanien reisen, um an einer internationalen Konferenz über das Problem der Wasserknappheit teilzunehmen. Eigentlich sollte der Landwirtschaftsminister das übernehmen. Da es aber inzwischen dein Ministerium gibt, scheint es sinnvoller, dass du gehst. Schick uns aber den Bericht über dein Treffens mit dem Botschafter der Grossmacht noch bevor du gehst.“

Und so richtete ich mich auf einen vollen Arbeitstag in diesem meinem Ministerbüro ein.

Die Sekretärin brachte mir das Dossier, das uns das Landwirtschaftsministerium zugeleitet hatte, ausserdem einen Packen weiterer Unterlagen. Ich vergnügte mich damit, sie zu studieren: Die Krankheit war unheilbar geworden. Prognosen zeigten eindeutig, dass wir in einigen Jahren verdursten würden. Als Gründe dafür wurden die Knausrigkeit des Himmels, die grosse Verschwendung und der steigende Bedarf angeführt. Die Knausrigkeit des Himmels steht mit der Umweltzerstörung und -verschmutzung in Zusammenhang, der steigende Bedarf mit der Entwicklung des Lebensstandards und der Bevölkerungszunahme, die Verschwendung schliesslich mit der allgemeinen Einstellung. Die Organisatoren forderten die teilnehmenden Staaten auf darzulegen, welche Sofortmassnahmen sie ergriffen und welche Folgepläne sie formuliert hätten, um die drohende Katastrophe anzugehen. Meine Suche nach Massnahmen und Plänen bei uns zulande ergab überhaupt nichts. Ich ging das ganze Dossier Blatt für Blatt durch, doch das Einzige, auf das ich stiess, waren ein paar Zeilen, die in schlechter Handschrift Wort für Wort aus einem alten Zeitungsartikel zum Thema abgekupfert waren. Die Lektüre des Artikels erinnerte mich an meine Unterrichtsunterlagen für einen Ökologiekurs. Ich schickte den Fahrer zu mir nachhause, sie zu holen, worauf meine Frau entsetzt anrief. Sie glaubte wahrlich, meine glanzvolle Zeit im Ministerium sei abgelaufen und ich zur dicken Schultasche zurückgekehrt. Nach einigem Blättern in meinen eigenen Unterlagen fand ich das Gesuchte: „Wie lässt sich der Wassertropfen, der vom Himmel fällt, durch Hindernisse in die Tiefe der Erde lenken, um dort einen Vorrat zu bilden und nicht sinnlos ins Meer zu fliessen?/ Was kann man zur Steuerung des Wasserverbrauchs durch Aufklärung beitragen?/ Wodurch lassen sich Fabriken, Hotels und Autowaschanlagen verpflichten, Salzwasser zu verwenden?/ Welche neuen Methoden gibt es zur Einsparung von Süsswasser?“ Trotz langen Forschens fand ich nur eine einzige Massnahme, die unsere ach so vernünftige Regierung getroffen hatte: die ständige Erhöhung des Wasserpreises, also die schlechteste aller Lösungen, denn Wasservergeuder lassen sich durch Preiserhöhungen nicht stören.

Ich feilte an einer inhaltsschweren Ansprache, mit der ich der Stimme meines Landes in diesem internationalen Gremium lautstark Gehör verschaffen wollte. Einleitend mokierte ich mich über die Unheilspropheten, diese elendsschwangeren Zukunftsforscher, und erinnerte daran, dass das Wasserproblem in unseren Breiten chronisch ist und so alt wie der Mensch hier. Ich verwies auf die römische Zisterne, den arabischen Brunnen und unsere Fürbitte, Gott möge die letzte Ruhestätte und die Gebeine eines Toten mit Wasser besprengen. Ich baute einen Exkurs ein über die gewaltigen Dämme, die Stauseen im Gebirge und die Technik der Nebelnetze in Südamerika und endete schliesslich mit dem Hinweis, die Menschheit müsse in solidarischer Zusammenarbeit gewaltige Leitungen bauen von jenen Regionen, die mit Niederschlägen gesegnet seien, zu denjenigen, wo Wasser nur spärlich vorhanden ist. Ich war wie im Rausch, als mein Cousin mich nochmals anrief, um mich an zweierlei zu erinnern: erstens an den Bericht über den Besuch des Botschafters der Grossmacht; zweitens daran, dass ich unbedingt noch bei seiner Exzellenz vorsprechen müsse, um mich von ihr zu verabschieden und von ihrer profunden Weisheit etwas mit auf den Weg zu nehmen. Der Anruf vergällte mir meine

Begeisterung, und insgeheim verfluchte ich meinen Cousin; gleichzeitig bewunderte ich seinen persönlichen Einsatz für mich.

Meine neue Sekretärin machte, bevor sie ging, noch rasch einen Termin für eine solche Begegnung ab. Man mache eine Ausnahme für mich, sagte sie. Ich hiess die andere, die für die Reise notwendigen Dinge vorzubereiten und entschwebte zu Seiner Exzellenz. Der Herr zeigte sich zu Beginn herzlich, kalt in der Mitte, lau gegen Ende. Das Ganze dauerte nicht länger als fünf Minuten, während derer er meiner Kürzestversion jener Ansprache lauschte, die in seinem Namen vorgetragen werden sollte. „Sie können noch den Aufbau eines internationalen Wasserklubs vorschlagen.“ In bester Verfassung kehrte ich in mein Büro zurück, erleichtert, dass ich nicht jenem Ministerialberater begegnet war, dessen Fragenregen ich von meiner Ankunft bis zu meinem Weggehen befürchtet hatte. Erst an jenem Tag hatte ich das Gefühl, wirklich einen Ministersessel erklommen zu haben.

Zum Abschluss dieses Tages schenkte mir meine Sekretärin noch ihre besondere Aufmerksamkeit. Einige Tage waren vergangen, ohne dass wir Zeit füreinander gefunden hatten. Ich löschte die Lichter und stellte ein mittelgrosses Radio an, das sie mir schon früher gebracht hatte, damit ich zu den gegebenen Zeiten Nachrichten hören konnte. Ich hatte mich jedoch immer darauf beschränkt, den Informationen zu lauschen, die von den Aktivitäten Seiner Exzellenz handelten. Wir nutzten das Gerät ausserdem zur akustischen Tarnung unsere Begegnungen. Ich konnte ja nicht sicher sein, dass mein Büro nicht mit garstigen Wanzen vollgestopft war? „Warum nimmst du mich eigentlich nicht mit?“, fragte sie, den Kopf an meine Brust gelegt und zärtlich meinen Herzschlägen lauschend. „Ginge das denn?“ „Schliesslich sind einige kleine Direktoren imstande, sich von ihren Sekretärinnen auf jede Dienstreise begleiten zu lassen ...“, erklärte sie. Ich hütete mich, darauf einzugehen, und fragte sie stattdessen nach ihrem Ehemann. „Wir leben getrennt“, erwiderte sie, „als Vorbereitung auf die Scheidung. Ich wollte dich sowieso bitten, dich da einzuschalten, damit diese Prozedur etwas beschleunigt wird.“ „Hast du einen anderen?“, wollte ich wissen. „Hatte“, erklärte sie, „bevor ich mich um die Scheidung bemühte. Er hat sich aber aus dem Staub gemacht, als er davon erfuhr.“ Ich versuchte, in ihrem Duft zu versinken, was mir aber nicht gelang. In einem geheimen Winkel meines Gehirns blinkte plötzlich eine Warnleuchte, die meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Sie flüsterte mir etwas zu, das ich nicht begriff. Ich stand auf und sagte: „Wenn *du* die Scheidung verlangt hast, geh lieber zurück zu deinem Mann. Nimm jeweils den Morgen frei, um Zeit für ihn zu haben.“ Sie rappelte sich auf. „So schnell hast du mich über?“, schmolte sie und öffnete ihre Tränenschleusen. Ich versuchte es besänftigend: „Da sei Gott vor! Daran habe ich überhaupt noch nie gedacht. Du bist mir ins Herz genagelt, es schlägt nur noch für dich.“ „Du hast wohl schon ein Auge auf die Neue geworfen?“, sagte sie. „Wie töricht von dir!“, protestierte ich. „Ich mache mir Gedanken, was für dich das Beste ist, und du phantasierst hier völlig haltlos herum. Denk doch an morgen!“ Sie wischte sich die Tränen ab und suchte wieder meine Nähe. „Ich bin dir so dankbar“, sagte sie. „Ich kann gar nicht glauben, wie glücklich ich bin. Ich schwöre dir bei allem, was mir lieb und teuer ist: Ein einziges klares Zeichen von dir, und ich werde mein Leben lang dir allein gehören.“ Mir wurde sehr mulmig zumute.

*Abu Nuwâs (ca. 750-ca. 813): Hofdichter unter dem Kalifen Harûn al-Raschîd, bekannt für seine satirischen und frivolen Gedichte, die oft den Wein und die (Knaben)Liebe zum Gegenstand ha